

austausch eines jeden mit jedem zu ermöglichen beginnen, wird Geld als Medium der Wertschätzung überflüssig. Inzwischen widmen Menschen Stunden um Stunden dem Erstellen einer Homepage oder dem Programmieren einer neuen Software, nicht um daran zu verdienen, sondern um zu hören, dass ihre Arbeit gut war und anderen weitergeholfen hat. Und bei ebay ist der beste Verkäufer nicht der mit den teuersten Produkten, sondern jener mit den meisten positiven Bewertungen.

»Stop«, unterbreche ich F., »erzähl mir nichts von der Einleitung des Postkapitalismus durch Internetkommunikation. Daran glaube ich, wenn die erste *open-source*-Bäckerei in meiner Nachbarschaft eröffnet hat.«

»Darum geht's nicht«, sagt F. »Die Kommunikationstechnologie ermöglicht es, ein grundlegendes menschliches Bedürfnis zu befriedigen. Wenn dieses Bedürfnis nicht mehr über ökonomisches Verhalten vermittelt werden muss, verliert der Konsum seine Kompensationsfunktion und die Wirtschaft damit eine Triebfeder.«

»F.«, sage ich, »willst du mir erklären, dass du keinen Kleiderschrank besitzt, weil du E-Mails schreiben kannst?«

Sobald meine Telefonrechnung die Mietzahlungen übersteige, werde ich ihn verstehen, sagt F. und legt auf.

Wer oder was auch immer dabei ist, das Prinzip Gregor zu verabschieden – die endgültige Suspendierung hätte jedenfalls ein Gutes. Arbeitszeitverkürzungen als Job-sharing-Maßnahme werden wir mit Freude entgegennehmen. Der bevorstehenden Senkung des Lebensstandards erwidern wir achselzuckend: Schon geschehen. Wir warten auf Nachricht, ob Gregor tatsächlich zum Jahresende bei Whoever & Whoever Incorporated kündigt. Danach werden wir uns Abend für Abend mit einem Lächeln auf den Lippen und einem recycelten Teebeutel in der Tasse auf unsere Strohmatten legen.

(Aus: Juli Zeh, *Alles auf dem Rasen. Kein Roman* © Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2006, S. 11-20.)

*Karin Priester*

## Mr. Babbitt und die Realität

### Glücksforschung als Rating-Agentur des Wohlfühlfaktors

*In Fontanes Effi Briest räsontiert Innstetten: »Das Glück (...) liegt in zweierlei: darin, dass man ganz da steht, wo man hingehört (...), und zum zweiten und besten in einem behaglichen Abwickeln des ganz Alltäglichen, also darin, dass man ausgeschlafen hat und dass einen die neuen Stiefel nicht drücken.« Diese Lebenszufriedenheit hat es inzwischen zu wissenschaftlicher Dignität gebracht.*

#### Karin Priester

(\* 1941) lehrt Soziologie an der Universität Münster.

priestek@uni-muenster.de



Die Glücksforschung boomt. Was dabei herauskommt, weiß zwar jeder Laie, aber nun ist es amtlich: Besser reich und gesund, als arm und krank. Es schmerzt fast, die Trivialitäten auszubreiten, die zu unserem Glück führen: An erster Stelle das Einkommen, auch wenn Geld allein nicht glücklich macht, was jeder weiß, der genug da-

von hat. Dann eine harmonische Familie, ein sicherer Arbeitsplatz, eine vertrauenswürdige soziale Umwelt, Gesundheit, Freiheit und nicht zuletzt moralisches Umdenken. Dazu später.

### Glücklich, aber depressiv?

Im Juli 2008 titelte der *Focus* in seiner Online-Ausgabe: »Die Welt wird glücklicher«, und wusste auch, weshalb: »Der Schlüssel dazu liegt in der Freiheit des Einzelnen.« *Spiegel-Online* legte nach: »Die Welt wird immer glücklicher«, und erkannte messerscharf: »Reiche Länder sind insgesamt glücklicher als arme.« Man lernt doch nie aus. Die Bewohner der drei glücklichsten Länder – Dänemark, Schweiz und Österreich – »sind wohlhabend, gebildet, gesund und nur selten arbeitslos«. (Nebenbei bemerkt: Genau diese drei Länder haben die stärksten rechtspopulistischen Protestparteien in Westeuropa!). Nur die Deutschen, weiß eine Expertise der Deutschen Bank, würden keineswegs glücklicher, sondern unzufriedener. Die international vergleichende Glücksforschung komme nämlich zu dem Ergebnis, dass sich hiesige Politiker noch zu viel in der Sozialpolitik engagierten, was dem Glück der Deutschen abträglich sei. Vielmehr korreliere die Lebenszufriedenheit mit Vertrauen in die Mitmenschen, mit einer gut funktionierenden Demokratie, wirtschaftlicher Freiheit, einem effektiven Staat, mit Bildung, wenig Korruption, nicht zuletzt mit der Vernetzung mit Breitbandanschlüssen und einem guten Zugang zum Kapitalmarkt. Weil die Politiker dies noch nicht eingesehen hätten, gehörten die Deutschen nicht zu den *happy few*, sondern lägen nur im hinteren Mittelfeld. Auf das Einkommen komme es dabei am wenigsten an. »Der Abbau der Arbeitslosigkeit ist gemäß der Glücksforschung wichtiger als hohe Transfereinkommen.« Da können wohl nur unverbesserliche Kritiker fragen, wie es sich denn

erklärt, dass Depressionen an erster Stelle aller psychischen Erkrankungen in der westlichen Welt stehen. Zehn Mal mehr Menschen als im Not- und Hungerjahr 1945 leiden heute an depressiven Verstimmungen bis hin zur klinischen Form schwerer Depressionen. In den USA, schätzt man, sind 35 bis 40 Mio. Menschen davon betroffen.

Die europäische Reformlinke steht seit geraumer Zeit vor dem Problem, eine über den politischen Alltag hinausweisende Vision zu entwickeln. Wie ist mit der nicht nur zyklischen, sondern systemischen Krise des Finanzkapitals umzugehen und welches Modell gilt es für humane Lebensbedingungen in einer postindustriellen Gesellschaft zu entwickeln? Der Sozialismus des 19. Jahrhunderts war die Antwort auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen des Industriekapitalismus. Der Fordismus antwortete auf die Bedingungen der Fließbandproduktion, stärkte die Massenkauflkraft und trug zur Integration der Massen in die Politik bei. Welche Antworten müssen für die Bewältigung der heutigen Krise unter den Bedingungen von Prekarisierung und globaler Finanzspekulation gesucht werden? Und welche Perspektiven für eine Zukunft unter den Bedingungen knapp werdender Ressourcen? Die Sozialdemokraten der 90er Jahre verstanden sich als technokratische Macher und folgten den Imperativen deregulierter, globalisierter Märkte. Gegen diese neoliberale Dominanz der Marktgesetze und die Kommodifizierung aller gesellschaftlichen Sphären wandte sich der Kommunitarismus, der auch in der Sozialdemokratie zahlreiche Anhänger fand. Stärkung von Gemeinsinn und Zivilgesellschaft, Abbau der überbordenden Fixierung auf Geld, Erfolg und individuelle Selbstverwirklichung lautete seine Alternative.

Die technokratische Variante handelte über die Köpfe der Menschen hinweg und wunderte sich über die Erfolge des Populismus. Die kommunitaristische war dage-

gen kaum mehr als ein Appell an gut situierte Mittelschichtangehörige, sich in Ehrenämtern oder Nachbarschaftsvereinigungen zu engagieren, um den Abbau der öffentlichen Hand abzufedern und sich trotzdem glücklich zu fühlen. Beide Varianten sind inzwischen in einer Sackgasse. Heute ist eine neue Staatlichkeit gefordert, die in Verzahnung mit regionalen, nationalen und europaweiten Bedürfnissen die Regulierung der Finanzmärkte, eine abgestimmte Industrie- und Investitionspolitik, die Humanisierung der Lebensbedingungen und eine Abfederung des gesellschaftlichen Wandels vor allem auf der Seite der »Modernisierungsverlierer« in den Blick nehmen muss.

### Glück in Zeiten der Krise

Der britische Glücksforscher Richard Layard glaubt, jene regulative Idee gefunden zu haben, derer die Reformlinke so dringend bedarf. Layard ist Wirtschaftswissenschaftler, Mitglied und Berater der Labour Party und hat als Baron einen Sitz im britischen Oberhaus. Sein Buch *Die glückliche Gesellschaft*, im Original *The New Happiness*, ist als Bibeltext zu New Labour zu lesen. Der Klappentext zeigt einen freundlichen älteren Herrn, von dem wir erfahren, dass er »40 glückliche Jahre an der London School of Economics verbringen durfte«, dass seine Sekretärin »(s)ein Leben perfekt organisiert« und seine Frau ihn tatkräftig durch »ihren klaren Geist« und den festen Glauben an sein Projekt unterstützt. Schon hier beginnen meine Probleme mit dieser sozialdemokratischen Glücksfibel: Nicht jede(r) hat das zweifelhafte Glück, einen dienstbaren Geist zur Seite zu haben, der sein Leben »perfekt organisiert«. Zunehmend mehr Menschen wollen oder müssen ihre Bastelbiografie selbst organisieren, oft unter erheblicher psychischer und familiärer Belastung. Layard propagiert eine Lebens-

welt, die ihre Zukunft seit langem hinter sich hat, und dies ist keine Frage der Moral.

Der Glücksforscher wartet nicht nur mit Zahlen und psychologischen Testergebnissen auf, sondern mit einer Botschaft: Das Ziel ist das größte Glück der größten Zahl und sein Prophet heißt Jeremy Bentham. Allein – diese Vision einer »glücklichen Gesellschaft« fußt auf zu viel trittschallgedämmter Auslegungsware und zu wenig auf jenen harten Brettern, die Politiker mit Ausdauer und Leidenschaft (Max Weber) zu bohren haben. Wer Politik in Zeiten der Krise gestalten will, tut gut daran, den Dünnbrettbohrer beiseite und sich härtere Bandagen anzulegen.

Im Gegensatz zu den marktliberalen Apologeten des Glücks blickt Layard nicht mit rosaroter Brille auf die Gegenwart, sind wir doch in den letzten 50 Jahren trotz gestiegener Realeinkommen nicht glücklicher geworden. Ökonomen erklären das mit dem Übersättigungsfaktor, Layard mit fehlender Moral. Schuld seien überbordender Individualismus, bröckelnde Familien, egozentrisches Erfolgsdenken, Streben nach Selbstverwirklichung, schwindende soziale Bindungen, steigender Drogen- und Alkoholkonsum. »Eklatanter Vertrauensverlust und hohe Scheidungsraten innerhalb der Gesellschaft liefern einen Teil der Erklärung, warum das Glück nicht zugenommen hat.« Hat sich der Glücksforscher jemals gefragt, ob die Menschen unter erschwerten Scheidungsbedingungen tatsächlich glücklicher oder nicht einfach heuchlerischer waren?

### Wege zum neuen Glück

Erstens brauchen wir mehr Gemeinsinn, zweitens die Einsicht, dass Geben seliger als Nehmen ist, was sich, mit Blick auf die Scheidungsraten, vor allem Frauen hinter die Löffel schreiben sollten. Drittens aber, und hier darf sich Layard der Zustimmung

der konservativen Internationale sicher sein, brauchen wir wieder »überzeugende Grundsätze«, leben wir doch in einem moralischen Vakuum, »in einer Gesellschaft, die keine gemeinsame Basis mehr für ihre öffentliche und private Moral hat«. Es bestehe die Gefahr, »dass der ungezügelter Egoismus unser Leben verpestet, weil es keine festen moralischen Richtlinien mehr gibt. Sollte dies passieren, wird es uns alle betreffen. Dazu benötigen wir eine klare Philosophie.« Hat Sir Richard noch nie etwas von Pluralismus gehört, vom kategorischen Imperativ oder von Grundgesetzen, die natürlich nie alle befolgen, die aber doch feste moralische Richtlinien sind? Egoismus, moralischer Relativismus, das Eindringen des Vertragsdenkens selbst in die Ehe, die Pest des Fernsehens, all das kommt uns als Diskurs sehr bekannt, aber auch sehr ranzig vor. Vor allem das Fernsehen ist Layards liebster Sparringspartner. Es bombardiere

uns mit schönen Körpern und Reichtümern, die wir nicht besitzen; es fülle unsere Wohnzimmer mit Millionären. »Mit einem Mal erscheint die Welt voll von reichen Menschen.« Mit Verlaub, das ist nicht nur lauwarmes Geraune, sondern just das dumme Geschwafel, vor dessen telemedialer Verbreitung uns der kulturkritische Baron so eindringlich warnt.

Der Untertitel von Layards Buch lautet: »Was wir aus der Glücksforschung lernen können.« Lernen wir also: »Ein Geheimnis des Glücks ist (...), sich nie an Menschen zu orientieren, die erfolgreicher sind als man selbst.« Glücklicher als der »Maximierer« sei allemal, wer sich bescheidet und zufrieden mit dem ist, was ausreicht. Der Volksmund drückt das plastischer aus: Schuster, bleib' bei deinen Leisten. War die Sozialdemokratie nicht einmal die Partei der Chancengleichheit, der Durchlässigkeit zwischen den Schich-

ten und des sozialen Aufstiegs von Kindern aus der Unterschicht?

Bleibt noch die spirituelle Dimension, denn »Glück lässt sich trainieren«, und zwar individuell. Individualismus ist zwar von Übel und Selbstverwirklichung aller Laster Anfang, aber letztlich ist doch jeder seines eigenen Glückes Schmied und kann, ganz unabhängig von der harten Macht des Faktischen, glücklich sein, wenn er nur fleißig trainiert. Layard empfiehlt den schon etwas ausgetretenen postmodernen Gang durch den Supermarkt der Religionen und Religionsurrogate: Glauben an Gott, Meditation, mystische Traditionen, Buddhismus, kognitive Verhaltenstherapie oder positive Psychologie, anything goes. Ist das die »klare Philosophie«, die wir benötigen oder nicht eher das Valium des Volkes?

### Der neue »glückliche« Mensch

Wie haben wir uns schließlich den neuen »glücklichen« Menschen vorzustellen? Er raucht nicht, er trinkt nicht, er wehrt der Versuchung des Fleisches, er lädt die Nachbarn zur Barbecue-Party ein, er strebt nach Sicherheit für sich und die Seinen. Vor allem aber strebt er nicht nach Höherem. Schon 1922 hat ihm Sinclair Lewis einen Namen gegeben: Babbitt. Dieser war überzeugt, »dass er ein neuer Mensch war. Er hatte sich zu Klarheit und Gemütsruhe durchgerungen. Er wollte sich um geschäftliche Dinge keine Sorgen mehr machen. Er wollte sich mehr und neuere ›Interessensphären‹ suchen, Theater, Angelegenheiten des Gemeinwohls, Lektüre. Und plötzlich, gerade als er eine besonders schwere Zigarre zu Ende rauchte, wollte er das Rauchen überhaupt aufgeben.«

Aber Babbitt ist auch Realist. Er weiß, dass sich die Bezahlung nach der Produk-

tivität richten muss und z.B. in Ostdeutschland zu hohe Löhne gezahlt werden. Er ist überzeugt, dass die Arbeitslosigkeit durch *Welfare-to-Work* beseitigt wird, worüber man durchaus diskutieren könnte, wenn denn mehr Arbeitsplätze geschaffen als abgebaut würden. Er weiß, dass in Europa die »Reformen« der Sozialleistungen und Löhne unvermeidlich sind. Der »beste Weg« zur »glücklichen Gesellschaft«, so der New Labour-Baron, dem wir keine Affinität zu dem Spießher Babbitt unterstellen wollen, ist der Mittelweg »zwischen der Nachsichtigkeit der Deutschen und Franzosen und der Strenge der USA«. Die paternalistische Wortwahl ist verräterisch und Nicolas Sarkozy wohl kein Franzose. Zwischen Nachsicht (zu viel Wohlfahrtsstaat) und Strenge (zu wenig davon) führt der britische dritte Weg schnurstracks zur »glücklichen Gesellschaft«, in der die Reichen, dank der Glücksforschung, endlich erkennen, dass Geben seliger als Nehmen ist.

Indessen: Glücksforscher sind nicht so naiv, wie sie scheinen und ihre Botschaften nicht so trivial, wie sie klingen. Glücksforschung ist die jüngste Spielart westlicher Ideologie; jeder projiziert hinein, was er politisch für opportun hält. Bei den Glücksforschern aus dem Hause Ackermann weiß man, woran man ist. Leider aber auch bei den New Labour-Apologeten eines *compassionate conservatism* mit ihren salbungsvoll-populistischen Moralappellen, die nicht erst mit Tony Blair Einzug in die britische Politik gehalten haben, sondern bereits mit Maggie Thatcher. Vor die Wahl gestellt zwischen Original und Kopie, haben sich die Briten für das Original entschieden. Nicht das Ziel des größten Glücks der größten Zahl ist zu kritisieren, sondern seine Umsetzung durch eine Politik, deren Scheitern sich an den Wahlurnen zeigt.